

Unverkäufliche Leseprobe des Fischer Taschenbuch Verlages

Lisa Seelig, Elena Senft
Wir waren jung und brauchten das Gel



Preis €(D) 8,99 | €(A) 9,30 | SFR 14,50

ISBN: 978-3-596-18987-8

256 Seiten, Broschur

Fischer Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2011

PROLOG

»Mama will für die Hose nur was zuschießen.

Ich halt das nicht mehr länger aus.«

(Tagebucheintrag vom 2. April 1990)

Es gibt da so einen Redebaustein, den Direktoren in ihren Ansprachen anlässlich von Schulabschlussfeierlichkeiten geradezu inflationär bemühen: Das ist das Bild von der Käseglocke, unter welcher die Abgänger ihre Schulzeit, und damit ihre Jugend, unbeschadet, wohlbehütet und fern aller Wirrungen der Welt da draußen absolviert hätten. Der Käseglocken-Baustein ist unvermeidlich verknüpft mit dem Hinweis, dass man das kleine, wohlbehütete Paradies unter der schützenden Glocke nun verlassen und die Herausforderungen des unüberschaubaren, erwachsenen Lebens mit Selbstverantwortung, Eigeninitiative und so weiter meistern müsse. Kurz: Die Probleme würden jetzt erst so richtig anfangen. Der Käseglocken-Baustein klang wahlweise wie eine Warnung, Drohung oder Verheißung. Wie er definitiv nicht klang: glaubwürdig.

Wohlbehütet? Wir sprechen von der Zeit rund um die neunziger Jahre; einer Zeit, in der Eltern der Ansicht waren, bei Capri-Sonne handle es sich um ein gesundes Getränk aus Obst und mit vielen Vitaminen; einer Zeit, in der wir uns im Auto nicht anschnallen mussten und unsere Eltern während einer dreistündigen Autofahrt zu den Verwandten zwei Schachteln Lord Extra bei geschlossenem Autofenster rauchten.

Und wer würde ernsthaft behaupten wollen, die Probleme hätten erst später angefangen? Nie wieder konnten wir uns so ungestört und ungeniert um uns selbst drehen wie in den Jahren, in denen wir als »heranwachsend« galten. Das Leben,

so schien es einem damals vielmehr, bestand aus einer langen Kette existentieller Bedrohungen, Probleme, Ängste, Zweifel und quälender Fragen:

Wie die eigene Anwesenheit auf dem Rave in der nächsten Kreisstadt sicherstellen, wenn Vater sich weigerte, den Transport im Opel Rekord zu übernehmen, bloß weil sich eine Viertelflasche des Impulse »Vanilla Kisses«-Sprays am eigenen Körper befand? Wie Mutter erklären, dass der Fund eines fingernagelgroßen Klümpchens Hasch nicht bedeutete, dass man von nun an, wie Mütter das gern formulierten, »Haschisch spritzen« würde und bald auf Entzug müsse? War es richtig gewesen, Ulrike gleich am ersten Abend unters T-Shirt zu wollen? Ob die elterliche Haftpflichtversicherung für die Entfernung des pfannkuchengroßen Kotzeflecks auf dem Teppich im Partykeller von Holgers Eltern aufkommen würde? (Woher hätte man bitte schön wissen sollen, dass sich das Fenster des verdammtten Partykellers nicht öffnen ließ?) Ob zwischen dem Burnout (damals noch »auf Kur sein«) des Erdkundelehrers und dem eigenen Verhalten ein kausaler Zusammenhang bestand? Hatte man Marc-Oliver beim Folter-Mau-Mau vielleicht zu hart rangenommen? Ob man es riskieren konnte, die Chevignon-Jacke mit auf Berlin-Klassenfahrt zu nehmen, oder würde sie bereits an der nächsten Straßenecke »abgezogen«, wie die »Bravo« nicht müde wurde zu behaupten? Wann würde Silvia bemerken, dass man nicht sie, sondern ihren Kabelanschluss und »Tutti Frutti« gut fand? Wann würde die Entzündung, die nach dem Piercingstechen die Zunge zu einem Tennisball hatte anschwellen lassen, auf den restlichen Körper übergreifen? Würde man nach der vergangenen Nacht jemals wieder in der Lage sein, auch nur den Geruch von Berentzen »Saurer Apfel« zu ertragen?

Die Distanz, die zwischen der Klärung dieser drängenden Fragen und heute liegt, hat eine sehr wohltuende Wirkung:

Nämlich, dass aus den Jugendsorgen von damals Jugendsünden geworden sind, auf die man in einer Mischung aus wohliligem Schaudern, nostalgischer Verklärung und spätem Voyeurismus blickt. Denn wir brauchten nicht nur das Gel; wir brauchten auch weiße Levi's 501, Glasschnuller um den Hals, festbetonierte Haartollen, tanzende Getränkedosen, Joy-Gläser, Schlammbowle, Formationstänze, Pornos auf Sat1 und viele andere Geschmacklosigkeiten. Der mittlerweile gebührende Abstand hat dafür gesorgt, dass der Teenagern gemeinhin anhaftende völlig ironiefreie Pathos gewichen ist und den Weg freigemacht hat für dieses Buch. Und dafür, mit angemessenem Fremdschämen für sich selbst, auf die eigene Jugend zurückzublicken.

Schön, dass wir nie wieder Teenager sein müssen. Aber schön auch, sich dran zu erinnern. Natürlich mit der gebotenen Ehrlichkeit. Denn die meisten, die gern behaupten, ihre erste Platte sei »Bad« von Michael Jackson gewesen, haben ihr erstes Album in Form einer Kassette mit Musik von Sandra zu Weihnachten bekommen. Und wer behauptet, kein einziges Deutschland-Konzert der Beastie Boys verpasst zu haben, der war womöglich auch mal in Begleitung eines Erziehungsberechtigten bei Nino de Angelo.

Lisa Seelig und Elena Senft



ABHAUEN

Im Grunde war das »Abhauen« von zu Hause keine reale Option, sondern eine Drohung, deren praktische Umsetzung durch diverse Hindernisse erschwert wurde. Das größte war vielleicht die eigene Faulheit. Denn im Grunde hatte niemand Lust, ein mal eben so hysterisch mit zu viel Pathos dahingebrülltes »Mich seht ihr nie wieder!« oder »Ihr könnt ja sehen, wie ihr ohne mich klarkommt!« in die Tat umzusetzen. Was nicht selten dazu führte, dass das Haus türenschlagend verlassen wurde, um sich dann, wenn die Eltern dank »Derrick« in Überlautstärke nichts hörten, wieder ins → *Jugendzimmer* zu stehlen und den bisher unentdeckten theatralischen Abschiedsbrief heimlich wieder einzusammeln. Die Konsequenzen hatten es auch nicht leicht: Selbst

A wer sich mit einem selbstgemalten Pappschild, auf dem links »Süden« oder »Italien« aufgemalt war, an die Bundesstraße stellte, freute sich insgeheim über jedes Auto, das ohne zu halten vorbeifuhr. Immerhin hatte man es versucht! Meistens saß in irgendeinem dieser Autos ein Nachbar oder Bekannter der Eltern, der diese darüber informierte, dass das eigene Kind mit Rucksack und einem seltsamen Schild in der Hand an der Bundesstraße herumlungerte. Wenn die Eltern dann, je nach Gemüt, wutschnaubend oder gerührt in ihrem beigefarbenen Passat hielten, stieg man mit dem wohligen Gefühl der Geborgenheit ein, um sich in Richtung Wurststullen und heißer Kakao kutschieren zu lassen. Abhauen, das hieß in der Regel im aufregendsten Fall, bei Freunden zu übernachten, ohne die Erziehungsberechtigten davon in Kenntnis zu setzen.

ABIBALL

Der Abiball nahm eine ambivalente Rolle ein – man spielte seine Bedeutung herunter, wurde nicht müde zu betonen, wie froh man sei, endlich den engen Schulhorizont durch das echte Leben auszutauschen, und tat den Abiball als abschließende Pflichtveranstaltung ab. Und doch barg der Abiball stets das Risiko, zum Nährboden für eine sonderbare, eventuell ungesunde Melange aus Melancholie, »Alles egal«-Haltung und Überdruß zu geraten, die in Tränen und Brechorgien kulminierte. Es gab in jeder Klasse mindestens einen, der Gefahr lief, von Emotionen überwältigt auszuticken – ähnlich einem Kleinkind, das sich am Ende der eigenen Geburtstagsfeier mit hochrotem Kopf heulend auf dem Boden wälzt, weil es nicht beim Topfschlagen gewonnen hat. Anlässe

gab es reichlich: Alkoholgeschwängerte plötzliche Angstzustände angesichts der eigenen Planlosigkeit; Unzufriedenheit über die Abizeitung, in der man ein unautorisiertes, während der Französisch-LK-Fahrt entstandenes Foto von sich fand, das einen auf der Toilette sitzend zeigt; die Wut derer, die sich ärgerten, dass ihr Vorschlag (»Abinson Crusoe – dreizehn Jahre warten auf Freitag«) nicht zum Abimotto gewählt wurde, sondern »Abisinth – 100 % bestanden« unterlegen war; die Rührung über das Abilied, das auf die Melodie von »Don't Worry, Be Happy« mit dem Text »Das Abi, das hab i« gesungen wurde.

Die Abschiedsmelancholie tat ihr Übriges, und so gab es immer ein paar, die weichgespült von Nostalgie und Wehmut plötzlich auch mit Mitschülern Schnapsrunden leerten, hinter deren Rücken sie kürzlich noch gelästert hatten, sie würden immer nach Schweiß und nassem Hund riechen. Und manche verstanden die Welt nicht mehr, als ihnen bei der langatmigen Violinkonzerteinlage des Musiknerds die Tränen in die Augen stiegen.

Ein interessantes Phänomen ist übrigens, dass die Abizeitung als prophezeiendes Medium stets auf ganzer Linie versagte. Jede Abizeitung enthielt Rankings, mit denen in geheimer Abstimmung in verschiedenen Kategorien Sieger und Verlierer gekürt wurden: Stufenking, Kanzlerkandidat, Freak, Spaßvogel, Entertainer, Genie, grauestes Mäuschen. In der Regel ist es heute so: Der Entertainer ist in der Heimatkleinstadt hängengeblieben, organisiert dort das alljährliche Altstadtfest und sitzt für die CDU im Stadtrat. Das graueste Mäuschen ist Theaterschauspielerin. Der Stufenking hat kreisrunden Haarausfall, trägt kurzärmlige Oberhemden und arbeitet im T-Punkt der nächsten Kreisstadt.

A ABZIEHEN

Chevignon – Diesel

Die Lektüre der → »Bravo« ließ das Gefühl aufkommen, das ganze Land werde von »West Side Story«-artigen Jugendgangs kontrolliert, deren einziges perfides Ziel darin bestand, arglose Teenager ihrer teuren Baseball- und Bomberjacken zu entledigen. »Jacken abziehen« war (neben »schwarzen Sekten« und den Risiken von → *Gläserücken*) beherrschendes Thema in den Foto-Lovestories diverser Jugendmagazine. Der »Spiegel« warnte 1991 vor der »militanten Wohlstandsszene«, die Jugendliche gewaltsam um ihre Markenklamotten brachte. In Wirklichkeit kannte eigentlich keiner jemanden, der jemals Opfer einer Jackenabzieher-Bande geworden war. Wer keine Eltern hatte, die eine → *Chevignon-Jacke* oder wenigstens einen Diesel-Windbreaker spendierten, dem dienten die Horrormeldungen aus der »Bravo« als praktische Ausrede (»Ich bin doch nicht bekloppt, das Ding wird doch eh sofort abgezogen!«).

Interessant liest sich hier ein Auszug aus einem zeitgenössischen Beitrag, entnommen dem Fachmedium »Textilwirtschaft« vom 14. Januar 1993, erschienen in der Rubrik Kindermode:

Klamottenklau an der Schule – Schülern die Chevignon »abziehen«

Großstädte sind Hochburgen für Markenware, nicht nur für Käufer, auch für Klauer. Wie in vielen Großstädten, so auch in München, haben sich Gangs auf das »Abziehen« edler Schülerklutt spezialisiert. Dahinter steckt oft mehr als die Gier nach Prestigemarken. Fünf Schüler einer privaten Realschule und Gymnasium berichten:

»Das mit den Chevignon-Jacken machen die Gangs nur aus rei-

ner Show«, sagt die 15jährige Marion. Sandro (14) vermutet, es passiert »aus reiner Geltungssucht« und Oliver (14) »aus reinem Zeitvertreib«. »In der Schule gab es dauernd Durchsagen, wir sollen halt nicht so tolle Sachen anziehen, denn es könnte sein, daß fremde Kids uns die Jacken und die Pullis abnehmen«, erzählt Marion.

Für was sich die Gangs mit dem Jackenklaue vielleicht auch rächen wollen, ist den Kids untergründig klar. »Die sagen zu uns immer ihr Bonzen, ihr braucht die Jacken eh nicht, ihr könnt euch ja zehn davon kaufen«, bringt Sophie (14) den Sozialneid auf den Punkt. (...) Es gibt auch »Randsteinbeißen«, erzählt sie weiter.

Randsteinbeißen ist eine brutale Streetgang-Methode, die vorwiegend in Berlin praktiziert wird. Danach ist der Schüler nicht nur seine Jacke los, sondern auch seine Zähne. Den Kopf am Boden, den Mund vor der Randsteinkante, werden mit einem Tritt auf den Hinterkopf oft beide Zahnreihen zerschmettert und die Mundwinkel tief eingerissen. So weit ist es in München noch nicht gekommen, soweit den Schülern bekannt.

Von der Schulleitung werden zur Vorsicht aber trotzdem bestimmte Marken indiziert, die die Schüler aus Gründen der eigenen Sicherheit besser nicht tragen sollten. An erster Stelle steht Chevignon, gefolgt von Blue System, Diesel, Best Company und Schuhe von New Balance. (...) Auch das Oktoberfest scheint ein wahres Dorado für die neidischen Klauer vom harten Schlag zu sein. »Ein Freund von mir wurde da von einer ganzen Gruppe angesprochen – allein sind die ja nie – und die wollten ihm seinen Best Company-Pullover wegnehmen. Aber er hat einfach seinen Gaser (Gaspistole oder -sprüher, Anm. d. Red.) rausgeholt und dann ist nichts passiert«, freut sich Marion.

A AIDSTEST

Beim Thema Aids klafften Elternwahrnehmung und reale Teenageraktivitäten weit auseinander: Während Eltern monierten, Jugendliche würden sich mit dem Thema Aids viel zu wenig beschäftigen, war – wenn schon nicht HIV an sich – zumindest der Aidstest ein wichtiges Thema innerhalb der Peergroup. Der Aidstest war eine beliebte Freizeitaktivität junger Mädchen und diente vorwiegend dem Zweck, anderen Leuten zu verdeutlichen, dass man nicht nur bereits über ein aktives Sexualleben verfügte, sondern dieses noch dazu wilderweise mit Menschen auslebte, deren sexuelles Vorleben einem nicht bekannt war. Die plakative Verruchtheit ging dann spätestens in dem Moment flöten, in dem man beim Abholen des Testergebnisses alleine und plötzlich panisch auf dem grauen Gang des Gesundheitsamts saß und das Gefühl nicht loswurde, sämtliche vorbeilaufenden Mitarbeiter würden einen mitleidsvoll aufmunternd anlächeln, während man sein kurzes junges Leben vor dem geistigen Auge vorbeiziehen ließ.

Das Ergebnis war dann natürlich »negativ«, und man konnte mit stolzgeschwellter A-Körbchen-Brust zurück in den Reli-Unterricht. Der Aidstest wurde von Mädchen auch als Druckmittel auf ihre Partner verwendet, die sich endgültig zu ihrer Beziehung bekennen sollten. Nur wer es schaffte, den (zumeist jungfräulichen) Freund zum gemeinsamen Aidstest zu schleifen, konnte von einer intakten Beziehung sprechen.

Lange Zeit besaß ein Lied eine Chart-Garantie, wenn es sich inhaltlich um Sex drehte und dieser komplexe Stoff in einen eingängigen, fast infantilen Refrain verpackt wurde, dessen Schlagwörter jeder Teenager mitgrölen konnte. Horden von Zwölfjährigen – obwohl von Kopulation noch Jahre entfernt – gerieten auf der Schulparty in der neonbeleuchteten Aula in Wallung und schwingen pseudowissend die Hüften zu »Let's Talk About Sex« von Salt'n'Pepa, um dann zu »Don't Talk Just Kiss« (Right Said Fred) und schließlich zu »Short Dick Man« (20Fingers) überzugehen.

Hatte ein besonders fortschrittlicher Biologielehrer die Idee, zur Einführung in den Sexualkundeunterricht doch einfach mal das Lied »Let's Talk About Sex« gemeinsam zu analysieren, anstatt wieder auf das Aufklärungsbuch »Peter, Ida und Minimum« zurückzugreifen, wollte jeder aufreizend tanzende Schüler plötzlich verstört und schamesrot unter der Schulbank verschwinden, um auf keinen Fall sprechen zu müssen.

Das wohl subtilste Sexlied aber war »Sweat« von der mittlerweile im musikalischen Orbit verschollenen jamaikanischen Formation Inner Circle. Bei diesem Lied fiel nicht einmal dem für jede Form des sexuellen Subkontexts empfänglichen Jugendlichen, der schon albern kicherte, wenn es um einen »Meerbusen« oder den »Titikaka-See« ging, auf, dass es sich um ein sehr schlüpfriges Lied handelte.

»Sweat« hatte einen harmlosen Reggae-Sommer-Groove, und der Sänger Jacob Miller – ein dicker Mann mit Dreadlocks bis unter das Gesäß, Hawaiihemd und kreisrunder, zu kleiner Sonnenbrille – sang so fröhlich, dass man im festen Glauben verharrte, das Lied handele von Strand, jamaika-

Anischer Sonne (und weil es dort so heiß ist, wird vom Schwitzen gesungen) und vom Tanzen in knietiefem, türkisfarbenem Wasser. An und für sich versuchte man als Teenager ja immer akribisch, die Thematisierung jeglicher sexueller Inhalte in Gegenwart der Eltern zu vermeiden – es reichte, dass bei »Derrick« mal geknutscht wurde, und schon verließ man peinlich berührt das Fernsehzimmer unter dem Vorwand, sich noch ein Glas Sprite aus der Küche holen zu müssen. Wurde aber im Familien-Passat auf der gemeinsamen Autofahrt zur Verwandtschaft »Sweat« gespielt, grölte man hemmungslos »girl, I want to make you sweat« und weiter »and if you cry out, I'm gonna push it, push it some more« von der Rückbank, während die Eltern irritiert verstummten. Gleichwohl entwickelte sich »A La La La Long« zum fiesesten Ohrwurm überhaupt – bis es von »Lemon Tree« von Fools Garden abgelöst wurde.

ALF

Ab Ende der achtziger Jahre wurde die amerikanische Serie »Alf« im deutschen Fernsehen ausgestrahlt. Alf war ein kindsgroßer Außerirdischer mit großer Nase und sein Kuscheltier-Pendant in jedem Kinderzimmer zeitweise ein Muss. Alf war die Kurzform für »Außerirdische Lebensform« und hieß in Wirklichkeit Gordon Shumway. Er kam vom Planeten Melmac und ernährte sich vorwiegend von Katzen. Da Melmac explodierte, kam Alf mit seinem Raumschiff zur Erde und landete im Garagendach der Familie Tanner, die aus dem Ehepaar Kate und Willie Tanner, dem Sohn Brian sowie der pubertierenden Tochter Lynn bestand. Alf lebte fortan in der Familie, und die Probleme, die sich aus dieser Konstellation

ergaben, waren zahlreich: Etwa als Alf beim Versuch, mit dem Mixer in der Badewanne einen Whirlpool einzurichten, einen Stromschlag erlitt und dachte, er sei ein Versicherungsagent namens Wayne Schlegel, der von der Familie Tanner gekidnappt worden sei und nackt (!) gefangen gehalten würde. Oder als Alf einen blechernen, markerschütternden Schluckauf hatte, von dem anzunehmen war, dass er mehrere Jahre bleiben könnte.

Der Serie »Alf« gelang ein ausgebuffter Clou: Die Tatsache, dass es sich bei der Hauptfigur um einen kastanienbraunen Plüsch-Alien handelte, ließ Eltern im sicheren Glauben, es handele sich um eine absolut harmlose, unverfängliche Kinderserie. Dabei ging es bei »Alf« sehr viel mehr zur Sache als bei einigen anderen, äußerst harmlosen Serien wie »Das A-Team«, »Miami Vice« oder »Knight Rider«, die von Eltern verboten wurden, weil darin mal eine Waffe vorkam oder ein Auto explodierte: Bei »Alf« wurden Katzen in den Backofen gesperrt, Alf brachte Willie fast hinter Gitter, weil er Kontakt zum Präsidenten aufnahm, um über Atomwaffen zu sprechen, und Alf verschuldete sich, als er Kosmetikvertreter und zugleich sein bester Kunde wurde.

Das Schockierendste an »Alf« wird in der Rückschau aber bleiben, dass die Tanner-Tochter Lynn, in deren fast immer offenem Mund eine metallisch funkelnde feste → *Zahnspange* saß und deren dauergewellte Löwenmähne alles vorher Gesehene in den Schatten stellte (→ *Frisuren*), für fast alle Teenager damals der Inbegriff von Schönheit war.

A ALKOHOL

Alkopops – Grüne Wiese – Blue Curaçao – Criss – Batida de Coco – Baileys – Berentzen – Cola-Rot – Whiskey-Cola – Chantré

Die Diskussion über das Phänomen »Alkopops« entflammte erst in jüngster Zeit. Dabei ist Alkopop nur ein neuer Name für das alte Prinzip, möglichst viel Alkohol in möglichst unalkoholisch und vorzugsweise nach Obst schmeckenden Mischungen zu verstecken, um exzessives Betrinken für den jungen Magen erträglicher zu machen. Damals konnte man sich nicht einfach mit kleinen, handlichen Flaschen verschiedener Geschmacksrichtungen eindecken, sondern musste noch eigenhändig 1,5-Liter-Flaschen mit »Grüner Wiese« (Blue Curaçao mit O-Saft) zusammenbrauen und in Rucksäcken in Discotheken schmuggeln oder vor der Tür riesige Pullen Criss-Fruchtsekt austrinken. Beliebt war vor allem bei Mädchen die sahnige Alkopop-Variante mit Batida de Coco. Diejenige, die den letzten Schluck aus der porzellanweißen Flasche nahm, musste oft brechen, weil sie plötzlich den Mund voller alkoholgetränkter Kokosflocken hatte, die sich am Flaschenboden abgesetzt hatten. Und natürlich Baileys, dem ein so aristokratischer Touch anhaftete, dass manche Mädchen ihn sogar aus ihren eigentlich nur zu Dekozwecken existierenden → *Joy-Gläsern* schlürften. Geleerte Baileys-Flaschen fanden ihren Platz im → *Jugendzimmer* neben den Joy-Gläsern und den Sombreros, die Tequila-Flaschen der Marke Sierra (»innen gut, außen mit Hut«) über ihrem Verschluss trugen. Dort wurden sie wie wichtige Trophäen drapiert.

Ein wichtiges Standbein in Sachen Alkoholkonsum war die Firma Berentzen, die spätestens mit der Einführung der Mischung »Saurer Apfel« im Jahr 1993 den Inbegriff des Alko-

pops der Neunziger schuf. Jeder, der heute zwischen Mitte zwanzig und vierzig ist, weiß noch genau, wie das Getränk riecht: Wie eine Mischung aus Trolli-Apfelringen und Scheibenenteiser. Niemals wieder wird eine Generation eines Getränkes so überdrüssig sein. An Getränke, die den Inhaltsstoff Cola enthielten, musste man sich später langsam wieder herantasten. Zu traumatisch waren die Erinnerungen an fatale Mischungen aus Cola und Zugaben wie Rotwein (Cola-Rot), Whiskey oder Cognac. Zur Not tat es auch der Chantré aus Vaters Schnapsbar.

Jungs wagten sich damals bereits an härtere Mischungen mit zweckentfremdeten Zutaten. Beim »Vorglühen« griffen sie oft auf die sogenannte Punkermischung zurück, die aus Milch, Wodka und Vanillin-Zucker bestand. Nachdem sich herumgesprochen hatte, dass das Erkältungsmedikament »Wick Medinait« den Wirkstoff Ephedrin enthalte und daher »voll knallen« würde, entwickelte sich der Hustensaft zum beliebten Alkoholversatz. Kenner konsumierten »Wick Medinait« mit Sekt aufgefüllt. Anschließend schaffte man es gerade noch, halbwegs bestimmt den schwindelnden Kopf ins elterliche Wohnzimmer zu strecken und mit angestrengt fester Stimme »Tschüs« zu rufen, bevor man in Schlangenlinien zur Party fuhr.

ALWAYS ULTRA

Die Always Ultra schien die Rettung für jene Mädchen, denen es einfach nicht gelang, einen o.b.-Tampoon korrekt und schmerzlos einzuführen – auch nicht den mit der riesigen raketenförmigen Einführhilfe aus Plastik, die viele Mädchen zuerst aus mangelnder Sachkunde mit einführten. Bisher hatten

A sie sich mit einer im Schlüpfers raschelnden, zentimeterdicken wattierten Damenbinde durch den Alltag kämpfen müssen. Immer mit der Angst im Nacken, im Schritt der blütenweißen → *Levi's 501* könnte plötzlich ein faustgroßer Blutfleck prangen. Die Always schien endlich eine coole Binde zu sein, eine mit stets trockener Oberfläche, die man auch nach stundenlangem Fahrradfahren oder beim Aerobic in Hotpants niemals bemerken würde. In der Fernsehwerbung wurde die briefmarkendünne Binde mit seitlichen Flügeln präsentiert und mit einem dünnen Strahl blauer Flüssigkeit übergossen, welche wiederum von einem Granulat vollständig absorbiert wurde. Die Trägerin sollte sich also frei bewegen können, so als hätte sie gar nicht ihre Tage, die Mütter »Regel« oder »Blutungen« nannten und über die sie sehr ernst mit der schamesvioletten Tochter sprechen wollten. So unangenehm einem das Thema der eifrigen Mutter gegenüber war, so intensiv wurde es mit Altersgenossinnen diskutiert. Pubertierende Mädchen teilten sich in solche auf, die bereits Tampons verwendeten, solche, die sich mit Binden herumschlugen und jene armen Säue, die noch nicht mal ihre Tage hatten und dem Blick in die Unterhose jeden Morgen Stoßgebete voranschickten. Zu jeder sich bietenden Gelegenheit wurde mit gespielter Scham die beste Freundin nach einem »Na, du weißt schon« gefragt, immer aber so, dass es möglichst viele Klassenkameraden mitbekamen. Auch für Jungs war die weibliche Regelblutung interessant, hatte sie doch im weitesten Sinne mit Sex zu tun.

So ganz stimmte das mit der angeblich knochentrockenen Always Ultra jedenfalls nicht. Neben ihrer Flachheit hatte die Always aber noch einen Pluspunkt: Sie war in eine unauffällige, viereckige grüne Verpackung gerollt und ließ sich auf diese Weise diskret in der Hosentasche zur Schultoilette transportieren, wo der Bindenwechsel stattfand. Vorbei also

die Zeit, in der man die meterlange, mit Pausenbrotkrümeln beschmutzte Wattebinde erst unauffällig aus dem → *Eastpak*-Rucksack kramen und dann längs in den Ärmel schieben musste, um sie ungesehen aus dem Raum zu tragen. Trotz Always wurden die wirklich existentiellen Sorgen der Bindenträgerinnen nicht weniger: Wenn nicht mal ein Tampon passte, wie sollte man jemals entjungfert werden?!

A

ARABELLA

Andreas Türck – Ilona Christen – Jörg Pilawa – Bärbel Schäfer – Oliver Geissen – Vera Int Veen – Johannes B. Kerner – Ricky

»Arabella« war eine Revolution. Gebannt hockte man nach dem Mittagessen vor dem Fernseher und verfolgte das wahre Leben, seine Dramen, Skandale und Unerhörtheiten. Dass sämtliche Tränen, Vergewaltigungen, Misshandlungen, Trennungen, Essstörungen, Geschlechtsumwandlungen, Betrügereien, Selbstmordversuche und Fettleibigkeiten natürlich zu hundert Prozent echt waren, daran gab es überhaupt keinen Zweifel. Leiser Zweifel kam erst mit den Jahren, als man die immer gleichen Gesichter in immer anderen Talkshows sah. Abgestoßen und fasziniert zugleich verfolgte man die Dramen aus den Niederungen der Gesellschaft und ahnte noch nicht, dass man das sah, was später »Unterschichtenfernsehen« heißen würde.

Arabella Kiesbauer war das prominenteste Beispiel einer ganzen Reihe von Gastgebern der ständig wachsenden Zahl an Nachmittagstalkshows, die komplett austauschbar waren: Andreas Türck, der später der Vergewaltigung bezichtigt wurde und untertauchte, Ilona Christen, Jörg Pilawa, Bärbel Schäfer,

A Oliver Geissen, die dicke Vera (Int Veen), Johannes B. Kerner, und ganz besonders schlimm: Ricky. Die Nachmittage damals waren also schnell vorbei und man konnte nahtlos zu »Verbotene Liebe« übergehen.

ARMEEKLEIDUNG

Im Normalfall wurde die Kleidung der Eltern zu Recht verschmätzt, bestand sie doch mehrheitlich aus beigefarbenen Breitcordhosen oder Blusen mit Schulterpolstern, die jede weibliche Silhouette in eine Art »Terminator«-Figur verwandelten. Jedoch existierte ein altes Eltern-Kleidungsstück, dessen Auffinden im Kleiderschrank Jugendliche beiderlei Geschlechts in Ekstase versetzte: der alte Armeeparka. Diejenigen, die den alten Parka ihres Vaters auftragen durften, wurden damit von der lästigen Aufgabe entbunden, auf schäbigen Flohmarktständen oder in Secondhandläden nach diesem begehrten Kleidungsstück zu suchen. Die Deutschlandflagge wurde selbstverständlich vom Stoff entfernt und durch ein selbstgemaltes Loyalitätsbekenntnis wie »Gegen Nazis« oder ein zerberstendes Hakenkreuz ersetzt.

Sowieso handelte es sich bei Armeegrün um eine absolute Trendfarbe. Auch der Armeerucksack, ein unförmiger, ausgebeulter Riesensack mit vielen Taschen, war ein modisches Must-Have. Kurios an der Vorliebe für Armeezubehör war die Tatsache, dass diese Utensilien meist von den Leuten getragen wurden, die niemals nach dem Abitur zur Bundeswehr gegangen wären, sondern ihre Zeit lieber damit verbrachten, sich auf »Fuck Chirac«-Demos verhaften zu lassen.

ARSCHEWEIH

A

Dank des Arschgeweihs ist das dermatologische Geschäftsfeld »Tattoo-Entfernung« zu einem sehr einträglichen geworden: Abertausende von Um-die-dreißig-Jährigen, die Abertausende von Euro investieren, um das verunzierende Tribal über ihrem Steiß wieder loszuwerden. Frauen in diesem Alter, die Badeanzüge statt Bikinis tragen, verstecken darunter nicht selten esstellergröße, verschnörkelte Arschgeweihe. Hätten sie sich doch bloß auf ein → *Piercing* beschränkt, anstatt die modische Avantgarde zu spielen. Von denen zeugen nämlich heute nur noch winzige Löcher in Augenbrauen oder Nasenflügeln, die man auch für einen Mitesser halten könnte.

»AUFPASSEN«

Lusttropfen – Pille danach

Eine gängige und gern praktizierte Verhütungsmethode bestand im sogenannten »Aufpassen«, vor dem die Redaktionen von → »Bravo« bis → »Pop/Rocky« eindringlich warnten. Zu Recht: Denn fast jedes »Aufpassen« führte zum anschließenden Gang nach Canossa in die Notaufnahme, wo man mit der besten Freundin im Schlepptau um die »Pille danach« flehte. Denn so ganz sicher konnte man sich ja dann doch nie sein, ob nun aufgepasst wurde oder nicht. Hinterher schworen sich die Aufpasser, Dr. Sommers Warnungen vor dem Lusttropfen endlich ernst zu nehmen.